

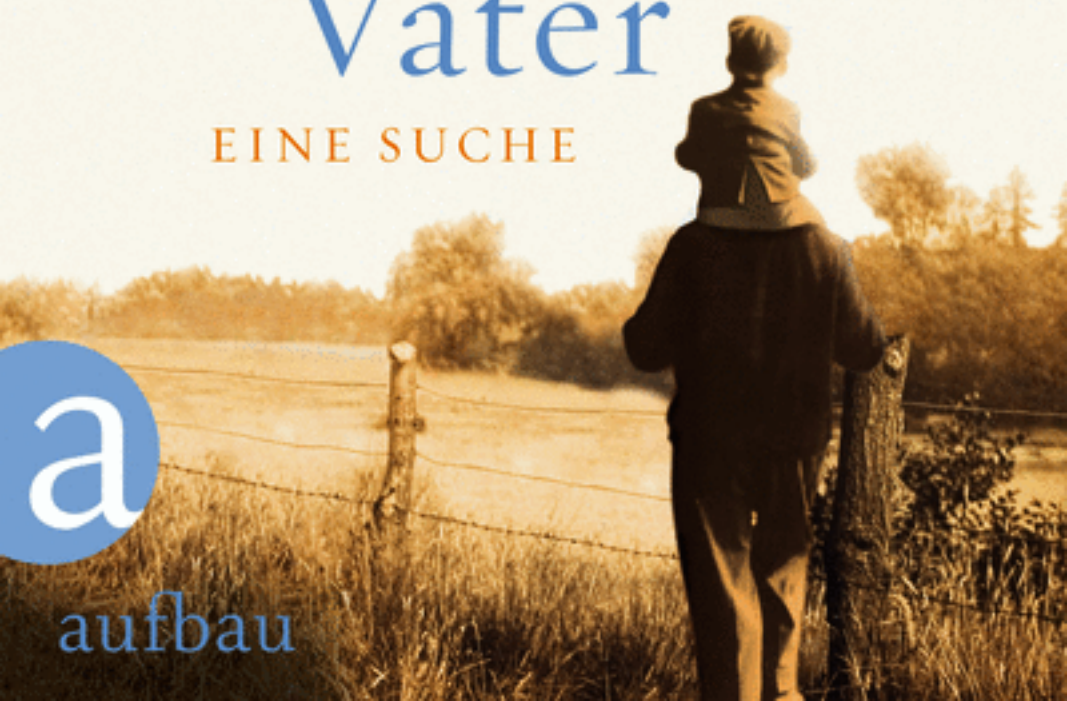
KOLJA MENSING

Die  
Legenden  
der  
Väter

EINE SUCHE



aufbau



An einem Dienstag im Oktober beschloss mein Vater von zu Hause auszureißen. Er war zwölf Jahre alt. Er aß das Mittagessen, das Anna wie immer im Ofen für ihn warmgehalten hatte. Anschließend brachte er seinen Ranzen in das Schlafzimmer, das er sich jetzt nur noch mit seiner Mutter teilte. Mariannes Schwester Eleonore hatte im Jahr zuvor die Schule beendet und das Haus verlassen, um zu studieren. Hastig suchte mein Vater Unterwäsche, Socken und einen warmen Pullover zusammen und lief mit dem Bündel die Treppe in den ersten Stock hinauf und weiter bis zum Dachboden. Aus einer der Holzkisten zog er den alten Seesack hervor, den ein Verwandter in den Jahren nach dem Krieg in Fürstenau zurückgelassen hatte, und stopfte die Kleidung hinein.

Anna arbeitete im Garten, und mein Vater schaffte aus der Speisekammer ein Glas eingemachte Kirschen und eine Packung Zwieback auf den Dachboden. Im Laufe des Nachmittags füllte sich der Seesack. Mein Vater packte eine Wolledecke und einen Esbit-Kocher ein und auch sein Taschenmesser, nachdem er mit der längeren der beiden Klingen ein paar Münzen aus dem Sparschwein geangelt hatte, das im Schlafzimmer auf der Frisierkommode stand. Abends, als seine Großeltern und seine Mutter in der Küche Karten spielten, schlich er sich ein letztes Mal auf den Dach-

boden. Er trug den Seesack nach unten und warf ihn kurzerhand aus dem Fenster in den Garten, um ihn anschließend im Schutz der Dunkelheit zwischen den Ligustersträuchern am Bahndamm zu verbergen.

Am nächsten Morgen wurde er erst spät wach. Mittwochs musste er nicht zur Schule. Es gab zu wenige Lehrer in den fünfziger Jahren, weil viele junge Männer im Krieg gefallen waren, und das Gymnasium in Quakenbrück, das mein Vater besuchte, hatte den Unterricht so lange zusammenstreichen müssen, bis schließlich ein ganzer Tag für schulfrei erklärt worden war. Marianne hatte damals gerade angefangen, als Sekretärin in einer Eisenwarenhandlung in Rheine zu arbeiten. Sie verließ das Haus früh am Morgen, und als Anna in die Stadt gegangen war, um auf dem Markt und in Knockes Kolonialwarenladen Einkäufe zu erledigen, holte er sein Fahrrad aus der Garage. Er schob es aus der Einfahrt und sah sich vorsichtig nach allen Richtungen um, bevor er den Seesack aus dem Gebüsch zog, ihn auf den Gepäckträger warf und den Bahndamm entlang hinaus in die Felder fuhr. Er kam gut voran. Bereits am frühen Nachmittag war er in Osnabrück, wo er sich an einem Imbiss in der Nähe des Bahnhofs eine Bratwurst kaufte und anschließend die Kirschen aus Annas Speisekammer aß.

Mein Vater muss an jenem Mittwoch im Oktober rund hundert Kilometer mit seinem Fahrrad und dem schweren Seesack auf dem Gepäckträger zurückgelegt haben. Die Ausläufer des Teutoburger Waldes hinter Osnabrück hatten ihn viel Kraft gekostet. Er war erschöpft, und mit der Müdigkeit kamen die Zweifel. Er war sich längst nicht mehr sicher, ob er die Nacht wirklich allein am Rande eines Feldes verbringen wollte, in eine Wolldecke gewickelt, den Kopf

auf dem rauen Stoff des Seesacks. In einer kleinen Ortschaft hielt er an einem Gasthof. Er setzte sich an einen Tisch in der Ecke, kratzte seine letzten Pfennige zusammen und bestellte ein Glas Limonade. Es war Abend, mein Vater war zwölf Jahre alt, und der Wirt hatte ihn noch nie gesehen. Er musste nicht viele Fragen stellen, um herauszubekommen, dass der Junge, der in seiner Schankstube saß, von zu Hause weggelaufen war. Der Wirt griff zum Telefon, und eine Stunde später traf Marianne in Arnolds Borgward ein.

Das war das Ende des Abenteuers, zumindest in der ersten Version dieser Geschichte. Nachdem mein Vater mir an jenem Abend nach dem Besuch bei meinen Großeltern von Józef erzählt hatte, bekam die Geschichte einen neuen Schluss. Als Marianne in Fürstenau in der Küche den Seesack auspackte, hatte sie darin nicht nur Kleidungsstücke, den Campingkocher, ein leeres Kompottglas und eine angebrochene Packung Zwieback gefunden, sondern auch einen Schulatlas. Zwischen den Seiten steckte ein Lesezeichen. Als sie den Atlas aufschlug, sah sie, dass mein Vater auf der Karte, die den nördlichen Teil Deutschlands zeigte, mit einem Bleistift die Route eingetragen hatte, die er in den nächsten Tagen und Wochen mit dem Fahrrad hatte zurücklegen wollen.

Der schmale, graue Strich führte über Osnabrück, Hannover und Berlin, und von dort aus immer weiter nach Osten. Mein Vater hatte im Oktober 1958 nicht einfach nur von zu Hause weglaufen wollen. Er hatte ein ganz konkretes Ziel gehabt. Er war auf dem Weg nach Polen gewesen.

Ich hatte mir gewünscht, dass es eine einfache Geschichte werden würde. Eine junge Frau lernt kurz nach dem Krieg einen polnischen Soldaten kennen. Für beide ist es die erste große Liebe. Sie bekommen ein Kind, doch dann kehrt der Soldat zurück in sein Heimatland. Der Frau bricht es das Herz, sie verliert nie wieder ein Wort über den Mann, und für den Sohn bleibt der Vater für immer ein Geheimnis. Doch die Geschichte von meinem Vater und meinem polnischen Großvater ließ sich nicht in wenigen, überschaubaren Sätzen zusammenfassen.

1953, mit sechs Jahren, sollte mein Vater zu Ostern eingeschult werden. Die Volksschule lag nicht weit vom Haus seiner Großeltern entfernt an der Bahnstraße, auf der anderen Seite der Gleise. Das große Gebäude mit den spitzen Giebeln war in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg errichtet worden und beherbergte gleich zwei Schulen, eine evangelische Volksschule im rechten Flügel und eine katholische im linken; eine Mauer teilte den Schulhof. In Fürstenaue waren beide Konfessionen gleich stark vertreten. Marianne war evangelisch, genau wie ihre Eltern, und mein Vater würde eine Klasse im rechten Flügel des Schulgebäudes besuchen. Es gab nur ein Problem. Er war noch nicht getauft.

Die Zeremonie fand zu Hause statt. An einem grauen Nachmittag im Januar traf der Pastor ein, und die Familie versammelte sich im Herrenzimmer, hinter zugezogenen Gardinen. Auch Großonkel Rudolf war da, der mittlerweile eine Wohnung in der Nähe seiner Polsterwerkstatt bezogen hatte und nur selten zu Besuch kam. Es war eine seltsame Stimmung an jenem Nachmittag, was nicht nur daran lag, dass Rudolf und Anna sich nicht leiden konnten und bei jeder Gelegenheit miteinander zankten. Alles ging sehr

schnell, ohne viele Worte. Der Pastor sprach das Glaubensbekenntnis, sprengte Wasser über den Kopf meines Vaters, und anschließend gab es eine Tasse Kaffee und ein Stück Buttercremetorte, wie immer bei besonderen Anlässen. Schließlich verabschiedeten sich erst der Pastor und dann Rudolf, der als Pate ins Kirchenbuch eingetragen werden sollte. Mein Vater spürte, dass etwas nicht in Ordnung war, doch niemand erklärte ihm den Grund dafür, dass er mitten in der Woche in aller Stille zu Hause getauft wurde und nicht am Sonntagmorgen vor der versammelten Gemeinde in der Kirche. Dass es dabei um den Vater ging, den er nicht hatte, begann er erst zu ahnen, als er wenige Wochen später in die Schule kam.

Viele Kinder wuchsen damals ohne Vater auf. Die jüngeren von ihnen waren auf einem der letzten Fronturlaube gezeugt worden, bevor der Krieg in seine letzte Phase getreten war und noch einmal unzählige Soldaten gefallen waren. Doch mein Vater war nach dem Krieg geboren worden, im August 1946, und als er im Frühjahr 1953 in die Schule kam, war er das einzige Kind in seiner Klasse, das auf die Frage des Lehrers nach Namen und Beruf des Vaters keine Antwort geben konnte.

Das Feld in der rechten Spalte des Klassenbuchs blieb leer, und wenn mein Vater am Ende des Schuljahres das Zeugnis mit nach Hause brachte, setzte Marianne wortlos ihren Namen darunter, obwohl das Formular ausdrücklich nach der Unterschrift des Vaters verlangte. Erklärungen gab es keine. Dafür sei sie zuständig, sagte Marianne, wenn sie auf einer Behörde oder bei einem Arztbesuch nach dem Vater ihres Kindes gefragt wurde, in einem Tonfall, der keine Nachfragen zuließ. Mein Vater begriff früh, dass es einen